

Mein Leben – meine Bibel

Rede zum Abschied von Dr. Wolfgang Schwarz vom ÖKB

Liebe Herren Bischöfe Krätzl und Leichtfried, sehr geehrte Frau Dr. Birnbaum, lieber Wolfgang, verehrte Gäste!

Ein Großonkel erzählt

Am Anfang stehen Bilder und Erzählungen meines Großonkels Heinrich. Meine Familie besaß eine große Bibelausgabe aus dem 19. Jahrhundert, die irgendwann leider verloren gegangen ist. Sie hatte neben den Erzählungen auch schrecklich schöne Bilder, furchterregende, aber gerade deshalb waren sie für das Kind faszinierend. Aus dieser Bibel las mir der Großonkel, der in unserer Familie lebte, vor. Ich betrachtete die Bilder, und er erzählte dazu die Geschichten – sicher manche etwas geschönt, denn die Bilder zeigten oft sehr brutale Szenen: Etwa David mit dem Kopf des Philisters in der Hand vor König Saul. David trägt den Kopf wie ein Jäger das erlegte Wild. Siegerlächeln auf seinem Gesicht. Aber hatte das Großmaul Goliath es nicht auch verdient? Und erst das wunderbare Märchen von Jona, den der Fisch auf Gottes Geheiß wieder ans Land gespuckt hatte. – Märchen und biblische Geschichten waren eins. Sie waren eine Zauberwelt, in der, anders als es das Kriegskind erlebt hatte, am Ende alles heil wurde, wenn Menschen ihre Prüfungen bestanden hatten. Und meist bewährten sie sich ja in den Erprobungen. Das gab dem Kind, zutiefst irritiert durch die Kriegsjahre, den bis heute bleibenden Eindruck, im Horizont einer Katastrophe leben zu müssen, die sich dann doch nicht ereignet – für das Kind bis heute nicht. Das ist manchmal anstrengend und bleibt eine offene Wunde.

Das verbotene Buch

Viel später erfuhr ich, dass eine vollständige Bibelausgabe keineswegs selbstverständlich in einem katholischen Haushalt war. Um darin lesen zu dürfen, mussten sich Erwachsene die Erlaubnis im Beichtstuhl holen. Der Pfarrer entschied dann, ob sein „Beichtkind“ reif genug war, die zum Teil wilden und erotischen Geschichten zu studieren. Die ganze Bibel, Altes und Neues Testament, stand auf dem Index der katholischen Kirche, ein verbotenes Buch, das nur unter kirchlicher Aufsicht gelesen werden durfte. Vor noch nicht allzu langer Zeit hat der damalige Leiter der päpstlichen Glaubensbehörde, *Joseph Kardinal Ratzinger*, vor „wildem Bibellesen“ gewarnt. Er forderte in einem Interview mit der Kathpress „Gläubige“ auf, unter Anleitung des Lehramtes der Kirche die Bibel zu lesen. Ein Vater, der es gut meint mit seinen „Kindern“? Den „Kleinen“, die noch amtliche Lese- und Verstehens-Hilfen brauchen? Niemals in der Geschichte gab es so viele gute und verständlich geschriebene Kommentare zu biblischen Büchern aus der Hand von Fachleuten in den nationalen Bibelwerken beider Großkirchen! (Der scheidende Direktor des Kath. Bibelwerks Österreichs, *Msgr. Dr. Wolfgang Schwarz*, hat dafür gesorgt, dass auch hier in Österreich der Tisch reicher gedeckt wurde.)

Unvergessliche Geschichten

Die Faszination, die von der Bibel ausging, hat mich nie mehr verlassen. Als Kind waren es gewiss Bilder und Erzählungen des Großonkels, die mich in diese alte, heilige und ganz andere Welt entführten, als Grund-Schüler waren es zwei Bibelstunden in der Woche, die ich liebte. Katechismussätze auswendig zu lernen, fand ich dagegen langweilig. Die meisten habe ich auch vergessen. Heute weiß ich, dass Katechismen ein Verfallsdatum haben (oft

überschritten), weil sie meist aus den „Tiefkühltruhen“ kirchlicher Glaubens-Behörden kommen – oft ohne wirklichen Lebensbezug. Dagegen bleibt die Bibel bunt und jung, weil sie vom Leben erzählt, weil die biblischen Bücher – und nicht die immer neu aufgelegten Katechismen – Wort Gottes im Menschenwort sind.

Wie von selbst prägten sich mir die biblischen Geschichten von Josef und seinen Brüdern ein – oder auch die Flucht der Kinder Israels aus dem Sklavenland Ägypten. Dass dabei der Pharao und sein ganzes Heer in den Fluten umkamen, war nicht mehr als die gerechte Strafe. Selbst Schuld, dachte das Kind!

Es gab auch Jesusgeschichten, die ich nie mehr vergessen habe: Die Geschichte vom allbarmherzigen Vater, der seinen „verlorenen“ Sohn wieder aufnimmt (Lk 15,11–32); oft in der Exerzitienbegleitung zitiert, gebraucht und manchmal auch missbraucht. Und natürlich die Geschichte der Weisen aus dem Morgenland, die am Ende nicht zu Herodes zurückkehren durften (Mt 2). Dass überhaupt Mächtige in der Bibel nicht gut wegkommen, sondern Kinder und Verfolgte die besonderen Schützlinge Gottes sind, gab dem Kind Sicherheit. Bis heute bekomme ich eine Gänsehaut, wenn ich am Ostermontag, dem Emmaustag, das entsprechende Evangelium vorlesen darf (Lk 24,13–35). Die Oster-Garten-Geschichte, in der Frauen das leere Grab entdecken, hat sich in seiner Tiefendimension allerdings erst dem reiferen Theologen erschlossen. Das Kind war zufrieden, dass die Grabwächter „wie tot“ am Boden lagen (Mt 28,4). Aus der Verlierergeschichte Jesu war am Ende doch eine Siegergeschichte geworden? Das Kind sah und verstand es so. Schließlich wollte ich ja auch zur Siegerseite gehören.

Ein Buch wirft Fragen auf

In der Schule, vor allem in den höheren Klassen, veränderte sich das Interesse. Die Bibel trat zunächst einmal in den Hintergrund. Das systematische Denken förderte ein sehr guter Religionslehrer. Wir verglichen die Evangelien miteinander und stellten Unterschiede fest, hörten von konkurrierenden, vielfältigen Theologien schon in biblischer Zeit und stellten dann, gut pubertär, alles in Frage. Nur begrenzt gaben die Auslegungen der Priester im Gottesdienst Antwort auf Zweifel. Die amtlichen Männer der Kirche predigten damals meist Moral mit mehr oder weniger erhobenem Zeigefinger, vor allem, wenn es um Sexualität und Liebe ging. Offensichtlich hatten sie kaum eine tiefere Beziehung zu den biblischen Texten, die sonntags vorgelesen, oft vorgesungen wurden. Sie wurden mehr als „Steinbruch“ für dogmatische oder ethische Begründungen gebraucht.

Die Zusammenhänge zerrissen.

Mühsam setzten sie sich neu im Studium zusammen – dank guter, akademischer Lehrer. Einer war in Bonn der junge Dozent Joseph Ratzinger. In seinen Vorlesungen wusste ich, warum ich Theologie studierte. Er vermittelte uns, dass manche Bischöfe in der Konzilsaula nun auf den neuesten Stand theologischer Wissenschaft gebracht würden. Da war offensichtlich Nachholbedarf. Wir Studierende zu Füßen des jungen Dozenten, überheblich wie wir waren, wussten das, was Bischöfe in Rom lernten, natürlich schon längst. Hier wurde es uns bestätigt.

Unruhestifter

Bald wurde, auch durch freimütige Diskussionen beim Konzil, deutlich, dass biblische Texte zum Teil lehramtlich missdeutet oder missbraucht worden waren. Die „Unruhestifter“, die darauf schon lange hinwiesen hatten und neue Wege in der Bibelauslegung gegangen waren, hatten den starken Arm der kirchlichen Observanz noch bis in die 60er des 20. Jahrhunderts zu spüren bekommen, erhielten Redeverbot und manche verloren ihre Lehrstühle. Unsere

Sympathie galt ihnen, die mutig zu ihren Erkenntnissen standen. Dazu gehörte auch mein akademischer Lehrer in Aachen, *Jacob Kremer*, der später in Wien Ordinarius für Neues Testament wurde. Das Konzil gab einigen von ihnen ihre Würde zurück und damit verbunden die Freiheit, weiter zu forschen und ehrlich zu bleiben. Diese Freiheit hat sich, im Gegensatz zu manch anderen theologischen Fächern, die katholische Bibel-Exegese bis heute bewahrt. Natürlich zog ich als junger Theologe und Priester bald aus, um Menschen mit Ergebnissen moderner Bibelforschung zu konfrontieren, ob sie es hören wollten oder nicht. Der Gottesdienst wurde in jenen nachkonziliaren Jahren oft zur Lehrveranstaltung. Aber es waren freie Jahre. Die „Kopfarbeit“ an und mit der Bibel erkundete neue Denkräume und verschob den engen kirchlichen Horizont. Hinzu kamen in den folgenden Jahren hilfreiche soziologische und vor allem tiefenpsychologische Bibelauslegungen, die in pastoralen Gesprächen gute Früchte tragen sollten.

Biblische Landschaften

Eins änderte sich in mir nicht: Die inneren Bilder aus der Kindheit und der bebilderten Bibel, aus denen der alte Mann vorgelesen hatte, begleiteten mich auch weiterhin. Und der Wunsch wurde groß, einmal in das geheimnisvolle, biblische Land reisen zu können, um aus Bildern Realität werden zu lassen.

Dazu kam es 1966, ein Jahr vor dem Sechstagekrieg. Mit drei Kollegen aus dem Aachener Priester-Seminar fuhr ich in einem nicht mehr ganz neuen Auto durch eine Reihe von Balkanstaaten, schließlich die Türkei über die Paulusstadt Tarsus in biblische Länder: Syrien, Libanon, Jordanien und am Ende durch das damals enge „Mandelbaumtor“ nach Israel; die Villa eines gewissen *Herrn Mandelbaum* hatte diesem Grenz-Übergang den Namen gegeben. Und eines Tages saß ich am See in der Nähe von Karfarnaum, der „Wahlheimat“ Jesu. Bei dem großen Geschichtsdeuter *Reinhold Schneider* hatte ich zuvor gelesen: „Theresia von Avila versteht nur, wer die kastilische Hochebene kennt.“ Wenn das für die Heilige galt, musste es dann nicht auch für Jesus gelten? Innere Landschaft und äußere Landschaft – eine fruchtbare Symbiose?

Versöhnte Vielfalt

Die Frage bewegt mich bis heute. Ich glaube verstanden zu haben, dass gerade die Landschaft am See in ihrer Naturschönheit und ihrer großen Vielfalt wie ein äußeres Zeichen, geradezu ein Sakrament, für die Reich-Gottes-Botschaft Jesu war und immer noch ist, ein „Fünftes Evangelium“ (Hieronymus). Jesus wollte in versöhnter Verschiedenheit Menschen ganz unterschiedlicher Art als Volk des einen Gottes an einen Tisch zusammenbringen. Diese Landschaft am See in ihrer unterschiedlichen Fülle war als äußeres Bild dieser inneren Wirklichkeit ein lebendiges Symbol.

Zwanzig Jahre später durfte ich mit dem Segen meines damaligen *Bischofs Klaus Hemmerle* in dieses Heilige Land umziehen, in dem ich wiederum fast zwanzig Jahre sehr unterschiedliche Menschen in biblischen Landschaften begleitet habe – auf Wanderungen, auf dem Rücken von Dromedaren, unter Sternen und bei greller Sonne, in der Wüste und im galiläischen Bergland. Spätestens hier haben sich, lieber Wolfgang, unsere Wege wieder für viele Jahre getroffen. Eine segensreiche Zeit, für die ich dir in besonderer Weise verbunden und dankbar bin. Später stieß noch zu uns *Sr. Maria Cordis Feuerstein*, deine Stellvertreterin über viele Jahre, die mit uns die Last der politisch schwierigen Jahre – zwei Golf-Kriege, zwei Intifaden – getragen hat. Denn in den gemeinsamen Jahren, im Gästehaus der österreichischen Kirche, konnten wir nicht nur in „heißen“ Bibel-Wochen, sondern in vielen

Begleitungen in Israel/Palästina suchenden Menschen helfen, diese große Erzählung und damit sich selbst besser zu verstehen.

Neue Zugänge

Zwanzig Jahre haben wir „vor Ort“ in biblischen Geschichten gelebt und verstanden, dass an dieser spannungsreichen Stelle der Erde die verwirrende Gegenwart bis heute Arm in Arm mit der Vergangenheit geht, oft zum Verwechseln ähnlich. Denn noch immer steht David mit dem Kopf des Philisters in der Hand siegesbetont da, und noch immer opfern Väter ihre Söhne auf den „Altären“ der Nation gegen den Willen Gottes. Und noch immer sind es Frauen, die gegen das Morden der Männer an Leben und Auferstehung glauben, auch wenn Männer das für Geschwätz halten (vgl. Lk 24,11). Und noch immer begegnet auf den Straßen des Landes der Fremde, der die Resignierten mit einem Wort, einem Stück Brot und einer Tischgemeinschaft wieder aufrichtet.

Nach Deutschland bzw. Österreich zurückgekehrt leben wir intensiv aus der Erfahrung dieser Jahre. Aber es bleibt nicht bei der Erinnerung. Du, Wolfgang, in deiner Vortragstätigkeit hast deine Erfahrungen und dein Wissen mit nach Österreich gebracht und teilst es seitdem schriftlich und mündlich vielen Menschen mit. Ich spiele mich dramatisch mit Menschen in biblische Geschichten hinein (Bibliodrama und Bibliolog). So suche ich neue Zugänge und Erfahrungen mit dem biblischen Stoff zu machen. Ich erlebe im Bibelteilen, wie nahe uns viele der alten Geschichten sind. Herznah. Und wir haben am Ende einen neuen Kommentar „geschrieben“, den es bisher noch nicht gegeben hat. Lebendig und ohne „Maulkorb“.

Das tägliche Gebet

Eines aber zieht sich wie ein roter Faden durch die ganzen Jahre unseres pastoral-priesterlichen Berufs: Das Psalmengebet. Nach dem „morgentlichen Gang über die Psalmbrücke“ gehen wir innerlich gefestigter in eine Welt, die uns mit Terminen und Begegnungen durch den Tag treiben will. Die Psalmen helfen uns wahrzunehmen, was sich in der Tiefe der Weltbühne wirklich ereignet – jenseits der von den Medien aufgebauten Welt-Fassade mit ihren Szenarien menschlicher Größe und abgründigen Versagens. Sie sind Medizin gegen den „Luxus der Resignation“ (*Gabriele Wohmann*), weil sich in ihnen Worte finden, die auch das eigene, innere Chaos ordnen. Mit ihnen orientieren wir uns am Beginn eines Tages auf den hin, der vor allen Nachrichten ist und nach ihnen sein wird. Und beschließen mit ihnen den Tag, um dann entlastet in den Schlaf zu fallen.

Einflussreich bis in die Gegenwart

P.K. Kurz hat in einer umfangreichen Psalmantologie gezeigt, wie sehr Literatur, Lyrik auch in unserer Zeit noch einen literarischen Bezugspunkt in den „Liedern Davids“ hat. Seine Beobachtungen Anfang der 80er des 20. Jahrhunderts waren eine Entdeckung für mich. Alle unsere bedeutenden deutschsprachigen Lyrikerinnen und Lyriker des vorigen Jahrhunderts sind von der Form- und Bildsprache der Psalmen beeinflusst, darunter nicht wenige jüdischen Ursprungs (*Nelly Sachs, Rose Ausländer, Paul Celan, Else Lasker-Schüler, Hilde Domin, Erich Fried* u.a.). Aber auch durch *Berthold Brecht, Ingeborg Bachmann, Christine Lavant, Kurt Marti* und viele andere lernte ich die biblischen Lieder noch einmal auf eine neue, unkonventionelle Weise zu lesen – auch außerhalb vorgegebener kirchlicher und theologischer Verstehens-Muster.

Das hat mein Beten, Meditieren und theologisches Denken sowie Schreiben zusätzlich erweitert und reich gemacht. Ohne sie kann ich mir meinen Tages-Rhythmus und Lebens-Weg nicht mehr vorstellen. Im geistlich-begleitenden Gespräch kann das Erzählen einer

biblischen Geschichte eine erschließende Funktion bekommen. Die Identifikation mit biblischen Gestalten, das Eintauchen in biblische Bilder, die eigene Auseinandersetzung mit biblischen Spiritualitäten – gerade auch in Spannung zueinander – öffnen hilfreiche, lebendige Verstehens-Horizonte. Sie machen Mut, den eigenen Weg zu finden, ihn mutig zu betreten. Und auf ihm weiterzugehen. Wir können auf ihm nicht weit genug gehen.

Wünsche

Das Katholische Bibelwerk Österreichs arbeitet jetzt unter neuer Leitung von Direktorin Dr. Birnbaum weiter auf der Grundlage, die du, Wolfgang, und deine Vorgänger gelegt haben. Mein Wunsch für Sie, Frau Dr. Birnbaum, die Sie jetzt diese für die Kirche durch nichts zu ersetzende Arbeit weitertragen:

Ich wünsche Ihnen, dass Ihnen die Freiheit, in der wir studieren und arbeiten durften, erhalten bleibt. Ich wünsche Ihnen darüber hinaus, dass die Wertschätzung in den Kirchenleitungen für Biblische Theologie und Spiritualität noch wächst. Denn oft hat eine enge, misstrauische, kirchenamtliche Dogmatik biblische Erkenntnisse eher behindert, denn gefördert. Sie musste erkennen, dass die behaupteten biblischen Fundamente brüchig geworden waren (ich erinnere nur an die fragwürdigen Gründe gegen Diakonat und Priestertum der Frau). Ich wünsche Ihnen, dass die Genugtuung und Befriedigung, die Wolfgang Schwarz und ich in unserem Tun erleben durften, auch Ihnen geschenkt ist.

Die Bibel löst nicht unsere Lebensfragen, aber sie hilft uns, sie umso mutiger zu stellen.